

Kostenfreier Abdrucktext

Der folgende Text ist dem Buch **Schäfers Tochter** entnommen.

Den Text stellen wir zum kostenfreien Abdruck zur Verfügung.

Als Gegenleistung erwarten wir lediglich die Veröffentlichung der nachstehenden bibliographischen Daten mit einem kleinen Buchcover von mindestens 30 mm Breite. Beim Abdruck von Abbildungen zum Text, ist als Quelle „Zeitgut Verlag/Privatbesitz des Verfassers“ anzugeben.

Bitte senden Sie uns einen Beleg zu. Herzlichen Dank!

Erika Summ

Schäfers Tochter

Die Geschichte der Frontschwester

Erika Summ. 1921-1945.

192 Seiten, zahlreiche Fotos.

2. Auflage November 2014.

Sammlung der Zeitzeugen (55), Zeitgut Verlag, Berlin.

Broschur

ISBN 978-3-86614-108-7, Euro 12,80

Wir bedanken uns für die Zusammenarbeit und stehen Ihnen gern für Rückfragen bereit.

Mit freundlichen Grüßen

Daniel Schlie

Öffentlichkeitsarbeit

Zeitgut Verlag GmbH

Klausenpaß 14, 12107 Berlin

Tel: 030 - 70 20 93 10

Fax: 030 - 70 20 93 22

E-Mail: daniel.schlie@zeitgut.de

www.zeitgut.de

Pressekontakt

Daniel Schlie

Öffentlichkeitsarbeit

Zeitgut Verlag GmbH

Klausenpaß 14

E-Mail: daniel.schlie@zeitgut.de

Tel: 030 - 70 20 93 10

Fax: 030 - 70 20 93 22

12107 Berlin



www.zeitgut.de

Landalltag

Die Ernte musste ausgedroschen werden, das Getreide wurde verkauft oder zur Mühle gebracht. Dort wurde das Mehl bereitet, aus dem meine Mutter das Brot backen konnte. In unseren großen Backofen passten zehn bis fünfzehn Laibe Schwarzbrot auf einmal, dazu noch einige Bleche Weißbrot oder auch Rahmkuchen, Kartoffel- und Speckkuchen. Brot und Kuchen schmeckten hervorragend, vor allem wenn alles frisch aus dem Ofen kam. Vor dem Melken knetete Mutter schon den Teig, beides natürlich von Hand. Dann wurde das Feuer im Ofen angezündet; es dauerte lange, bis alle Scheite glühten. Der Teig wurde, nachdem er hoch genug gegangen war, in Körbe aus Stroh gelegt, wo er nochmals aufgehen musste; anschließend schubste man ihn in den Ofen. Dabei drückte unsere Mutter in den letzten Laib Brot immer drei Kreuze und betete, dass das Werk gelingen möge. Einmal war unser Mehl von so schlechter Qualität, dass das Brot fast ungenießbar wurde. Es »blieb sitzen«, wie wir sagten; es war sehr dunkel und schmeckte seltsam. Diese Ernte war das Ergebnis eines sehr nassen Sommers, vermutlich der von 1931. Aber auch die Zeiten waren schlecht. Viele Arbeitslose und auch Bettler zogen durchs Land. Wenn wir von der Schule heimliefen, fürchteten wir uns oft, am Wald vorbeizugehen. Dort saßen so manches Mal zwei bis drei Männer, die auf der Walz waren. Deshalb mieden wir diesen Weg, nahmen lieber den Feldweg und näherten uns damit von hinten unserem Hof.

Viele Familien litten damals Not, alle mussten mitverdienen. Manchmal sah ich an der Straße einen älteren Mann, der für die Gemeinde Steine klopfte. Zu dieser Zeit gab es fast nur Kalksteinstraßen, und der Belag musste immer wieder ausgebessert werden. Dabei staubte es jedes Mal sehr. Wir schauten dem Steineklopfer gerne zu. Eines Tages aber saß ein junges Mädchen bei ihm und klopfte auch Steine, etwa 15 Jahre alt. Es war seine Tochter. Beide saßen oder knieten lediglich auf einem Sack, der mit Stroh gefüllt war. Seine Frau brachte ihnen das Mittagessen und half danach selbst eine Weile mit, dann konnte das Mädchen etwas ausruhen. Zwei große Steinhäufen waren noch zu klopfen, damit der Vater seinen Lohn erhielt. Wenn die Arbeit getan war, zogen sie weiter zum nächsten Dorf. Zum ersten Mal in meinem Leben spürte ich, was Armut bedeutete, vor allem, als ich das Mädchen so hart arbeiten sah. Ich war froh, dass wir Kinder immer nur auf den Feldern mithelfen mussten.

Auch die Gold-Anna ist mir im Gedächtnis geblieben. Sie hatte vorne zwei Goldzähne, die man sah, wenn sie den Mund aufmachte – daher ihr Name. Sie wohnte in Matzenbach und war eine Zigeunerin. In Matzenbach lebten schon seit langem große Zigeunerfamilien. Die Gold-Anna hatte tiefschwarze Haare. Mit ihrer Katze kam sie öfter zu uns auf den Hof und verkaufte Gummiband, Schnürsenkel, Stopfgarn, Knöpfe und noch vieles mehr. Meist nahmen wir der armen Frau etwas ab. Aus demselben Ort kamen auch Händler mit einem Planwagen. Sie verkauften Geschirr, Töpfe, Tassen, Siebe, Besen – eben alles, was im Haushalt gebraucht wurde. Meist hatten sie nur ein Pferd vor den Wagen gespannt und ein Hund lief hinterher. Matzenbach liegt bei Crailsheim. Dort wohnten viele arme Leute, die durchs Land zogen – manchmal ganze Familien –, um durch den Verkauf von Handelswaren ein paar Mark zu verdienen. Oft konnte man auch mit Mehl und Eiern bezahlen. Wenn wir in den Schulferien zu Hause waren und die »Matzenbäcker« erschienen, war es

üblich, Haus und Stall zu verriegeln, denn sie waren als Langfinger verschrien. Doch wir hatten auf unserem Hof mehrere Hunde, die sofort bellten, wenn sich ein Fremder näherte.

Auch Schindelhändler aus dem Schwarzwald fuhren mit Wagen, die von mageren Ponys gezogen wurden, von Dorf zu Dorf. Sie riefen laut: »Leute, kauft Schindeln«. Damals waren die meisten Dächer mit Biberschwänzen – einfachen Tonziegeln – eingedeckt. Dazu brauchte fast jedes Haus Schindeln, um die Spalten zwischen ihnen regendicht zu bekommen. Ebenso boten sie weißen Scheuersand an. Die vorbeiziehenden Händler waren für uns Kinder immer eine willkommene Abwechslung im Landalltag.

Schön waren die Hochzeitswagen. Wenn eine Tochter aus einem großen Bauernhof in ein anderes Dorf heiratete, wurde die gesamte Aussteuer zur Besichtigung im Elternhaus aufgebaut. Jeder konnte kommen und zählen, wie viele Garnituren an Bettwäsche, Leibwäsche, Geschirrtüchern oder Strümpfen sie mit in die Ehe brachte. Natürlich konnte man auch begutachten, ob und wie viel Porzellan und Silber zur Aussteuer gehörten. Am nächsten Tag wurde ein großer Leiterwagen hergerichtet, auf dem die Ehebetten aufgeschlagen wurden – sogar mit den dicken Federbetten darauf. Der Wagen wurde herrlich geschmückt und zum neuen Wohnort gefahren, wo genau registriert wurde, was die Braut alles mitbrachte. Erst dann feierte das Paar die Hochzeit. Wir Kinder liefen oft hinter den Festwagen her und freuten uns, wenn die Betten richtig hin- und herschwankten und schaukelten.

Auf unserem Hof erschienen auch immer wieder Schweine- und Viehhändler, die Ferkel oder Kälber kauften. Meist kam ein Herr Eckert mit dem Auto und holte die Ferkel ab. Der Preis wurde ausgehandelt und durch Handschlag besiegelt. Bezahlt wurde später in bar. Das Jungvieh behielten wir zur Nachzucht; verkauft wurde nur, was zu viel war. Dazu gehörte auch hin und wieder eine Kuh, die sich zu schwer melken ließ.

Bargeld brauchten wir zum Beispiel für die Knechte, denen der Lohn ausgezahlt werden musste. Unsere beiden, Schorsch und Alfred, waren gerne bei uns. Jeder der Knechte hatte ein Pferdegespann zu betreuen. Der Fuchs war ein ehemaliges Militärreitpferd, etwa 18 Jahre alt und etwas launisch. Doch wenn er mit Max zusammengespannt war, lief er gut. Liesel und Fanny bildeten das andere Gespann. Zum Lohn gehörten üblicherweise auch jährliche Sachleistungen: zwei Hemden, Hosen, ein Paar Schuhe, Socken oder aber auch Nahrungsmittel, wie ein Zentner Mehl oder Getreide – das wurde schon vor der Anstellung vereinbart. Kost und Wohnung zählten auch zum Lohn. Trotzdem – oder gerade deswegen – konnte auch etwas gespart werden. So hatte sich Schorsch ein Motorrad gekauft, eine NSU. Darauf durften wir Kinder sonntags manchmal sitzen. Auf dem Sozius reichten unsere Beine kaum auf die Fußstützen. Ein kleineres Kind saß noch auf dem Tank und Schorsch drehte im Hof einige Runden mit uns. Das war ein ganz besonderes Vergnügen.

Bildunterschrift zur Abbildung „Erntedank“:

Erntedankfest in Orlach. Die Aufnahme stammt von 1934, da waren auch auf den Dörfern schon SA-Uniformen zu sehen.